

## Schelling einst und heute Die Spannweite der neuesten Schelling Literatur

von Erich Mende, Baldham

„Schelling einst“ beginnt mit dem Ergänzungsband zu den Bänden 5-9 der historisch-kritischen Ausgabe. Die Theorien der seinerzeitigen Naturwissenschaften, soweit sie für Schellings Naturphilosophie relevant sind, werden in begrüßenswerter Gründlichkeit vorgestellt. Damit ist jedoch nicht allein das Material geliefert, das dem jungen Schelling als Grundlage für sein Forschen dienen konnte, vielmehr bietet dieses umfangreiche Buch Ergänzendes für die Bücher: Gloy/Burger: „Naturphilosophie“ und Grün: „Das Erwachen der Materie“. Darüberhinaus erweist sich diese Materialsammlung noch hilfreich für die zwei Bände „Philosophie der Subjektivität“ in je besonderen Fällen.

Hilfreich zu sein, das gilt auf andere Weise für das Buch „Philosophische Entwürfe und Tagebücher“, dessen „Annotiertes Namen- und Personenverzeichnis“ alle von Schelling genannten Namen und Personen umfaßt, die Annotation jedoch auf die für das Textverständnis erforderlichen Angaben beschränkt. Solche Akribie wäre allen Autoren gut angestanden, wie die Beispiele Descartes und Spinoza zeigen. Sind beide überall dort im Register aufgeführt, wo es der Text erfordert, gibt es bei Grün: „Das Erwachen der Materie“ wohl ein Kapitel „Substanz und Attribut bei Descartes und Spinoza“, das knapp zwanzig Seiten umfaßt. Spinoza taucht andernorts ebenfalls auf, im Namensregister fehlt er jedoch völlig. Der vereinzelte Begriff ‚Spinozist‘ bezieht sich auf einen Ausspruch Schellings (97).

Jacobs „Gottesbegriff und Geschichtsphilosophie“ kann zwangsläufig nicht auf die vorgenannten Philosophen verzichten, ebensowenig wie Wilson „Schellings Mythologie“, doch werden in beiden Büchern noch weitere Vordenker bemüht und ausgewiesen. „Schelling heute“, das sind nicht allein die beiden Bände „Philosophie der Subjektivität“ die mit den Ergebnissen des 1. Kongresses der Internationalen Schelling-Gesellschaft „Zur Bestimmung des neuzeitlichen Philosophierens“ beitragen. Es ist die Aktualität dieses Philosophen, die sich, ausgehend von der Naturphilosophie, inzwischen auf alle Schaffensperioden erstreckt.

Eine der Grundlagen für die Naturphilosophie bildet das Buch:

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Ergänzungsband zu Werke Band 5 bis 9.* Wissenschaftshistorischer Bericht zu Schellings Naturphilosophischen Schriften 1797-1800. Historisch-kritische Ausgabe. 845 S., Verlag Frommann-Holzboog, Stuttgart 1994. ISBN 3-7728-1467-0; DM 656,-

Das Buch soll dem heutigen Leser von Schellings naturphilosophischen Schriften den Erkenntnisstand zur Verfügung stellen, auf dem Schellings Arbeiten basieren. Die drei Berichte von Manfred Durner „Theorien der Chemie“, Francesco Moiso „Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus“ und Jörg Jantzen „Physiologische Theorien“ bieten jedoch keine umfassende Darstellung der Wissenschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, sondern erfassen die Sachgebiete lediglich in dem Umfang, den Schellings Auseinandersetzung mit den Theorien dieser Wissenschaftsgebiete beanspruchen. Der Rückgriff auf die Anfänge ist dabei unerlässlich, wie alle drei Abhandlungen zeigen. „Die Anfänge der Chemie als Wissenschaft“ beginnen mit „Theorien des chemischen Prozesses“, „Theorien der Verbrennung“, worin das Phlogiston noch einmal in seiner vorübergehenden Rolle auftritt; und klingen aus mit den Theorien der Gasarten und des Wassers.

Francesco Moiso verteilt seine Rückgriffe auf die Theorien von Magnetismus, Elektrizität und Galvanismus, bei dessen Anfängen der stark strapazierte Zufall wiederholt eine Rolle spielte. Das gilt nicht erst für Galvani, dessen vielseitige Experimente jedoch bei deren Wiederholung durch Volta Abweichungen zeigten. Voltas Name taucht natürlich auch bei den Theorien der Elektrizität auf, und bei dem Galvanismus begegnet die altbekannte, seinerzeit jedoch recht junge Lebenskraft, die sich aus Galvanis Entdeckung und Alexander von Humboldts Versuchen als chemischer Lebensprozeß ableitete. „dessen Funktion die Erhaltung der Erregbarkeit durch den Stoffwechsel bzw. durch das Nichtabgeschlossenensein der chemischen Verbindungen ist.“ (335) Im letzten Abschnitt dieses Kapitels „Synthese zwischen physiologischen und physikalischen Lehren“ begegnen dem Schelling-Kundigen zwei Namen mit direktem Bezug zu dem Philosophen: Ritter und Pfaff: Von beiden wird in „Theorien des Galvanismus“ berichtet: „Ritter bestimmte näher die schon von Pfaff bemerkte *frühzeitigere Erschöpfung* der mit einem gewissen Leiter armierten tierischen Teile. Er bemerkte nämlich, daß die *positive*, durch sauerstoffverwandte Leiter bewirkte Reizung *schneller* als die *negative* die Glieder erschöpft, daß aber die Wirkung umkehrbar ist, wenn man die Verteilung der Bewaffnung an den Gliedern umkehrt.“ (369)

Schelling zitierte Forschungsergebnisse Ritters, der sein „Lebensprinzip“ im Oktober 1799, also ein halbes Jahr nach der Publikation von Schellings „Ideen“, präsentierte. Von Pfaff lernte Schelling Grundzüge des Galvanismus, wie er im Brief vom 6.3.1798 an diesen bekennt. Solche Beispiele könnten ebenso von Ørstedt oder Faraday angeführt werden. Ørstedt hatte die Versuche seines verstorbenen Freundes Ritter weitergeführt und fand 1820 den Beweis, „daß ein elektromagnetischer Strom die magnetische Nadel bewegen kann.“ (218) Auf dieser Entdeckung basierten Faradays Arbeiten von 1831. „Faraday untersuchte mit einem elektrogalvanischen Apparat die Phänomene der elektrischen Induktion und entdeckte zuerst, daß beim Öffnen und Schließen einer galvanischen Kette ein momentaner elektrischer Strom in einem benachbarten Leiter erzeugt

wird. Somit wurde bewiesen, daß nicht nur bei elektrostatischen Spannungsphänomenen eine Induktion (,Verteilung‘) vorkommt, sondern auch bei galvanischen Strömen eine ,Volta-Induktion‘ (volta-electric induction) entsteht. Mit dem gleichen galvanischen Apparat konnte Faraday anschließend beweisen, daß Magnete einen elektronischen Strom in einem Leiter hervorbringen können.“ (219)

Im Kapitel „Physiologische Theorien“ behandelt Jörg Jantzen zunächst „Irritabilität und Sensibilität“, womit untersucht wird, was Schelling für seine Beschäftigung mit der romantischen Medizin bewegte, zumal der unmittelbare Zusammenhang mit der „Lebenskraft“ gegeben war, deren Theorien im Anschluß untersucht werden. Der Umfang des ersten Kapitels beträgt 122 Seiten, während die „Lebenskraft“ 66 Seiten beansprucht. Daran ist sowohl die Entwicklungsgeschichte der drei Phänomene wie deren Bezug zu Schellings Denken zu ermesen, es wird aber auch die Spannweite dieses Denkens evident.

Das Buch endet mit Theorien der Reproduktion wie Regeneration und schreitet dabei von Harveys „Ex ovo omnia“ zu Blumenbachs neuer epigenetischer Theorie fort, für die sein Buch „Über Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft“ (Göttingen 1781) repräsentativ ist. Der Autor legte „zeitlebens größten Wert darauf, daß *Bildungstrieb* nicht als ein bloß neuer Ausdruck für längst Bekanntes aufgefaßt wird, und insbesondere ... wirksam ist der Bildungstrieb allerdings im Zeugungsprozeß.“ (638) „Die Lebenskraft, die der Bildungstrieb darstellt, ist allerdings auch nicht spezifisch zu bestimmen wie z.B. Irritabilität oder Sensibilität, mit denen jeweils die vom *Ganzen* unabhängige Lebenskraft bestimmter Teile, d.h. der Muskeln oder der Nerven behauptet wird.“ (645)

Der von Blumenbach beschrittene Weg „einer eher unspezifischen Theorie des Organischen“ wird von der Philosophie angenommen. „1763 unterscheidet Kant zwischen organischer und unorganischer Natur, indem er die letztere aus den allgemeinen Naturgesetzen hervorgehen läßt und das jeweils Besondere als ‚Nebenfolge allgemeinerer Gesetze‘ deutet.“ (647) Die Wirkung ist bei Herder „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“, seinen „Ideen“ und durch Goethes „Die Metamorphose der Pflanzen“ zu spüren.

Am Ende einer sehr langen Theorieentwicklung kommt Humboldt zu Wort, der wohl von Platon ausgehend zusammenfaßt: „... keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck, oder strebt einer fremden Absicht entgegen. (...) In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter, und so kann man dieselben als zwei wohltätige Gestalten ansehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann, wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt, und die Neigung, welche das eine dem andern sehnsuchtsvoll nähert, ist die *Liebe*. So gehorcht daher die Natur derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitsinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.“ (668)

Die komplexe Vorbereitung dieses umfangreichen Buches mündet in mancher Hinsicht unmittelbar in die Thematik des Bandes:

KAREN GLOY und PAUL BURGER (Hg.): *Die Naturphilosophie im Deutschen Idealismus*. 399 S. (Spekulation und Erfahrung. Texte und Untersuchungen zum Deutschen Idealismus. Abt. II: Untersuchungen Band 33), Friedrich Frommann Verlag – Günther Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt, 1993: ISBN 3-7728-1580-4. DM 142.–

Das Buch, unter dem allgemeinen Titel einer Tagung der Reimers-Stiftung in Bad Homburg v.d.H. 1992, in einen Literaturbericht zu Neuerscheinungen über Schelling aufzunehmen, findet seine Rechtfertigung in der Einzigkeit, die Schellings Naturphilosophie für den Deutschen Idealismus darstellt. Es kommt auch in Äußerungen der Autoren zum Ausdruck, in denen sowohl Kant wie Fichte Berücksichtigung finden. Ihnen gelten die ersten beiden Kapitel, ehe Wolfriedrich Schmied-Kowarzik „Thesen zur Entstehung und Begründung der Naturphilosophie Schellings“ aufstellt. Einleitend erklärt er, es sei die Naturphilosophie Schellings „eine singuläre Erscheinung innerhalb des Deutschen Idealismus.“ Es lassen sich „Verbindungslinien zu Kant zurückverfolgen“ und es hat „auch Hegel für seine Naturphilosophie einiges von Schelling übernommen, aber insgesamt fügen sich Schellings zwischen 1797 und 1806 immer wieder erneut unternommene Darlegungen zur Naturphilosophie nicht in den idealistischen Kontext – am entschiedensten differieren sie jedoch von Fichtes Wissenschaftslehre und Naturverständnis.“ (67)

Aus der Gründlichkeit der Einarbeitung in ungewohnter Tiefe und Briefe in Naturforschung und Naturtheorien der Zeit um die Jahrhundertwende (hierfür ist das erste Buch ungemein nützlich!) ist Schellings Standpunkt hervorgehoben, weil meistens übersehen wird, daß er von Anbeginn an in einer kritischen Distanz zum Paradigma der Naturwissenschaften seiner Zeit steht. Im Problemfeld zwischen Naturphilosophie – Naturforschung – Naturwissenschaft kristallisieren sich – ähnlich wie für Goethe – nicht „die experimentale Naturforschung, sondern die objektivierenden Naturwissenschaften“ als Gegner heraus, da diese, „wie dies Kant bereits treffend aufgezeigt hat“, zum „Begreifen der Natur als produktiven Wirklichkeitszusammenhang grundsätzlich nicht vordringen.“ (71)

Bleibt Schelling in den „Ideen“ als philosophische Letztbegründung nur dem transzendentalen Idealismus verbunden, so argumentiert er in der „Weltseele“ bereits naturphilosophisch, „begründet aber die Berechtigung einer eigenständigen Naturphilosophie erst mit dem ‚Ersten Entwurf‘.“ (91) Abschließend votiert der Vf. für „eine Naturphilosophie im Sinne Schelling“, sie sei „heute dringender denn je geboten.“ (97) Das wird begründet, aber auch begrenzt von der Erkenntnis, daß wir „das Grundpostulat des absoluten Idealismus von der Identität von Denken und Sein, von Vernunft und Wirklichkeit“ radikal aufgeben müssen. Dabei muß nicht aufgegeben werden, „was wir bisher mit Schelling erarbeitet haben“, es bedarf nur einer „grundlegenden Modifikation“, denn schließlich bleibt die Berufung auf Schelling, „allerdings auf den Schelling, der seit 1809

auf dem Wege zu einer ‚positiven Philosophie‘ selber die Fesseln des absoluten Idealismus durchbricht.“ (99)

„Die Natur als Subjekt“ ist der Titel, den Enno Rudolph seinem Beitrag „Zur Leibniz-Rezeption des frühen Schelling“ gibt. Als Voraussetzung dafür nennt er das Gebot, Schellings verschiedene Entwürfe zwischen 1796 und 1801 „synoptisch zu lesen“. Nach dieser Methode ergeben sich Erkenntnisse wie die Polemik Schellings in den „Ideen“ gegen „einen eng geführten Kantianismus“ woraufhin ihm der Vf. bescheinigt, er stelle sich damit zum Materieproblem auf die „Seite von Leibniz“ (102). Zur dynamischen Begründung der Existenz von Materie „anstelle einer transzendentalen“ distanziert sich Schelling ausdrücklich von einer „Erklärung der Materie auf der Grundlage eines mechanistischen Atomismus“. Die Einigkeit mit Leibniz in dieser dynamistischen Intention“ betont Schelling mit diesem Satz aus der Einleitung zu den „Ideen“: „Die Zeit ist gekommen, da man seine Philosophie wiederherstellen kann.“ Indem Schelling die „monistische Position von Leibniz faktisch mit der dualistischen von Kant“ kombiniert, erreicht bei ihm die „Zuordnung von Kraft und Materie ein vorher nie dagewesenes spekulatives Stadium.“ (115)

Im Beitrag „Der stete und feste Gang der Natur zur Organisation“ untersucht Camilla Warnke das aktuelle Thema der Selbstorganisation nach Schellings Begriff der organischen Entwicklung. Wenn Schelling sagt: „Es gibt keine unorganische Natur an sich, dann ist die sogenannte „unorganische Natur“ potentiell immer schon organisch, also eine „schlafende Thier- und Pflanzenwelt“. Das Leben, als Resultat der sich selbst organisierenden Naturtätigkeit, bedarf keiner Urzeugung, keiner „Urkeime“, die „aus der Hand des Schöpfers gefallen sind. Alles ist Urkeim oder nichts“. Schelling hält demnach eine „absolute Organisation“, als Ursprung aller Lebewesen für falsch, „weil das Absolute der organisierenden Tätigkeit der Natur nicht vorangeht, sondern durch sie erst erzeugt wird.“ (143) Die Ansicht ändert sich mit der Hinwendung zur Identitätsphilosophie. Wird die Präformation der Naturtätigkeit durch einen dafür vorliegenden Plan auch weiterhin abgelehnt, so doch nicht „die Darstellung der ‚absoluten‘ Organisation in einer singulären.“ Da die Potenzierung des Organischen in der Synthese von Identität und Totalität in der menschlichen Gattung ihren Abschluß findet – indem sie alle Erfindungen der Potenzreihe in sich aufgehoben enthält und zu ihrem Organ herabgesetzt hat –, ist sie die absolute Organisation. Damit ist der Mensch wohl nicht das „Urbild“, aber das „Vorbild alles Lebendigen“. Aus der Tatsache, daß die Grundidee von Schellings Naturphilosophie die „Vermittlung von Totalität und Identität“ ist, kann man „Schelling daher wohl zu Recht den Theoretiker der sich als Wissenschaft konstituierenden Biologie bezeichnen.“ (148)

Schellings Naturphilosophie und organische Konzeption der Naturwissenschaften – Bruch oder Kontinuität?“ ist der Beitrag von Reinhard Schulz betitelt. Die Aktualität Schellings wird u.a. darin gesehen, daß der Begriff des Ganzen, im Rahmen der Naturphilosophie, auch für das gegenwärtige Verständnis von

Natur noch wesentliche Bestimmung erhalten hat. Der Begriff des Ganzen ist auch bei Kant zentral, „im Unterschied zu Schelling jedoch nicht das Andere, sondern das Zentrum der Vernunft als Erkenntnis und als System.“ (169) Gott und das Ganze sind „Eine Realität“. Damit sind, anders als bei Kant, Apriorisches und Empirisches, „vermittelt über den Ganzheitsgedanken“ bei Schelling gleich ursprünglich. Der Begriff des Ganzen kann als Metapher für den Anspruch dienen, die Zielsetzung der Naturphilosophie – anders als zu Schellings Zeit – nicht mehr in der Vollendung des Identitätssystems, „sondern in der Begriffsklärung und -revision solcher naturwissenschaftlichen Termini gesucht werden, die Anspruch erheben, zum menschlichen Selbstverständnis in der Welt beizutragen.“ Der Begriff des Ganzen kann als Metapher für diesen Anspruch dienen. „Die Maßstäblichkeit für das Verständnis dieses Begriffes ist von Schelling geliefert und m.E. ohne Vermeidung von Selbstmißverständnissen bis heute nicht überboten worden.“ (173)

Rund um diese Beiträge zur Naturphilosophie Schellings wird diejenige untersucht bei Kant, Fichte, in der Romantik und bei Hegel. Von daher wird Schellings Wirken in diesem Bereich des Deutschen Idealismus zusätzlich erhellt.

Das geschieht aus anderer Sicht und über einen größeren Zeitraum im Buch:

KLAUS-JÜRGEN GRÜN: *Das Erwachen der Materie*. 199 S. (Studien und Materialien zur Geschichte der Philosophie. Band 35), Georg Olms Verlag, Hildesheim, Zürich, New York 1993; ISBN 3-487-09760-5, DM 49,80

Das Buch versteht sich als „Studie über die spinozistischen Gehalte der Naturphilosophie Schellings.“ Der Aufgabe nähert sich der Vf. gründlich mit dem Beginn bei Naturforschung und Teleologie im 18. Jahrhundert. Es wird der naturwissenschaftliche Horizont der Aufklärung abgesucht, ehe „Das geometrisch-logisch strukturierte Ganze der Natur bei Lambert und Boscovich“ sowie „Teleologie und Kosmologie bei Kant“ behandelt werden. Kapitel II, „Substanz und Attribut bei Descartes und Spinoza“ wird eingeleitet mit einem Brief Spinozas an Heinrich Oldenburg, über die Substanz-Attribut-Lehre auf die Physiologie des Organismus. Nach Meinung des Vf's wird darin „... das Verhältnis von Teil und Ganzem... hier beinahe schon im Sinne der für den Idealismus charakteristischen organismischen Auffassung erklärt...“ (29) Es darf dabei auf die Behandlung im vorhergehenden Buch zum „Begriff des Ganzen“ verwiesen werden.

Im Kapitel III ist „Der ‚entwicklungsgeschichtliche‘ Spinozismus“ eingeleitet mit der partiellen Konvergenz von Materialismus und Spinozismus, ehe „Der Pandynamismus Herders“ und „Goethes naturforschender Pantheismus“ überleiten zu Kapitel IV „Der Pantheismus in Schellings Identitätssystem“ der mit dem Briefwechsel zwischen Schelling und Fichte eingeleitet wird. In diesem Briefwechsel werden sowohl die Vorbehalte gegen Fichtes Veröffentlichungen zur Wissenschaftslehre wie Schellings „Gang in die Naturphilosophie“ bestimmt

von der Überzeugung, „... daß jedem Denker eine seiende Welt vorausgeht, deren Spuren sich aber im Denken selbst wiederfinden.“ Aus der Erkenntnis, „wie wenig Raum das Fichtesche *Ich* einer außerhalb desselben wirkenden Welt überhaupt noch läßt“ wird eine Grenze am Übergang zur Transzendenz spürbar, die Schelling „bei diesem Aufschwung jedoch nicht zu überfliegen wagt.“ (60) Damit sieht sich der junge Schelling vor die Aufgabe gestellt, „eine Welt zu erklären, der sowohl ein Inneres wie auch ein Äußeres zukomme, aber keine Transzendenz“. Die Auseinandersetzung und Entzweiung mit Fichte markiert den Einstieg in die Naturphilosophie Schellings, wobei „sich wesentliche Momente des sogenannten Identitätssystems herausbilden.“ Beide Denker konzipieren ihre Philosophie vom Absoluten her, „das sie sich aber gegenseitig als nicht absolut genug kritisierten.“ Als gemeinsame Absicht bei Fichte und Spinoza erkennt Schelling „die Philosophie vom Absoluten her zu konstruieren.“ (61) Durch das Aufeinanderwirken der Systeme sollen sie „sich wechselseitig bereichern, doch als ‚Muster‘ in der Darstellungsform“ dient Schelling Spinoza.

Dieses Muster wird im folgenden sichtbar gemacht, ehe „Die Potenzlehre und die Attribute der Substanz“ und die Kapitel V. „Fichtes Wissenschaftslehre in der Rezeption Schelling“ und VI. „Der ‚Spinozismus der Physik‘ und der Spinozismus des Geistes“ den Abschluß bilden. Schelling entscheidet sich für Spinoza – „aber ohne zu sehen, daß er sich damit von Fichte und dem *ich* als Prinzip der Philosophie eigentlich verabschiedet hat. Er glaubt nämlich, daß durch geringfügige Korrekturen am System Spinozas beide Standpunkte miteinander zu einer neuen Philosophie zu verbinden seien.“ (179) Am Ende der Lektüre zeigt sich, welche Begriffe Schelling vom materialistischen Denken Spinozas erhält und wie er diese über seine Naturphilosophie in das Gedankengut des Idealismus einbringt.

Wie Schellings Gedanken zu einer weiterführenden Thematik fast zeitlos anhalten, wird in Verbindung zu Spinoza deutlich im Buch:

F.W.J. SCHELLING: *Philosophische Entwürfe und Tagebücher 1809-1813* Philosophie der Freiheit und der Weltalter. Herausgegeben von Lothar Knatz, Hans Jörg Sandkühler, Martin Schraven. 224 S., Felix Meiner Verlag, Hamburg 1994; ISBN 3-7873-1162-9, DM 136,-

Jahreskalender sind Quelle zur Biographie Schellings und zur Geschichte seiner Philosophie wie zur Geschichte der Wissenschaften und der Politik. Schelling beabsichtigte deren Veröffentlichung nicht, er empfahl, sie nach Durchsicht zu vernichten. Wie bedauerlich es gewesen wäre, diesem Rat zu folgen, belegen die Notizen und Eintragungen. Neben sorgfältigen Angaben über Ein- und Ausgänge von Briefen, Abgabe von Karten beim Kronprinzen oder Gesandten Österreichs (2. Jan. 1809), sowie einem Besuch bei dem kranken Friedrich Tieck, finden sich Ausführungen, die für die Schellingforschung und die vorerwähnten Sachgebiete wissenswert sein dürften.

Dazu zählt ein Eintrag zur „Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit“, die der Universitätsbuchhändler B.P. Krüll in Landshut edierte. Für die Tage 16. bis 26. April finden sich Notizen zur Situation Münchens im Krieg Österreich gegen Frankreich in bunter Mischung mit Besuchsvermerken, Spaziergängen und deren Beschwerden durch die österreichische Besatzungsmacht, aber auch die Bekanntgabe, daß am Abend des 20. April Schelling begann, Platons „Parmenides“ zu lesen. Sehr genau ist das Wetter vermerkt, ehe vom Abzug der Österreicher und von der Rückkehr des Königs nach München berichtet wird.

Der Auftakt des Jahreskalenders von 1810 interessiert Philosophen stärker als diese Aufzählungen: „Gott das ewige sein und das ewige werden als Eins – d.h. als selbst zu setzen – kann nur das *ihm* Gleiche sein, d.h. worin ebenfalls sein und werde, Einheit und Vielheit“. Das ist der Beginn eines Gesprächs mit sich selbst, das Schelling über Tage weiterführt, obwohl er dazu zwischen 7. und 9. Februar „Jetzt feststehende Sätze“ anführt: „I. Es ist die Rede von einem Band zwischen Gott und der OBJEKTIVEN Natur, daß Natur eben durch den Menschen zurückgeführt wird in Gott, der urgeschichtlich... II. das erste ist simultaner-materieller Polytheismus. Die Naturpotenzen gehen von der einen Seite auseinander, von der andern werden sie noch...“

Neben der Fortführung von Zitaten aus der ‚Werkstatt‘ des Philosophen, ist am 23. Januar vermerkt: „Starb Ritter in München früh halb 1 Uhr.“ Der Begründer der Elektrochemie war für seine Versuche von Schellings Hypothesen der Naturphilosophie ausgegangen und Schelling lernte aus Ritters Experimenten.

Vier Tage nach dieser Todesmeldung klagt Schelling: „Mein Geburtstag – der erste ohne Caroline!“ Gegen diese Reminiszenz hebt sich jene vom 31. Mai 1812 erfreulich ab: „Verlobung mit der herrlichen Pauline.“

Am Ende des Jahres 1813 beschäftigt sich Schelling mit dem Verhältnis Gott – Christus. Von letzterem heißt es: „Man kann nicht sowohl sagen, daß seine Wirkung in einer bestimmten Zeit anhebt, als vielmehr, daß mit seiner Wirkung eine Zeit anhebt.“ Diese Gedanken klingen aus mit dem „Ewigen, ... der ists der da spricht: ‚*Ich* bin der, der da war (Vater), der da ist (Sohn) und der da kommt (Geist).‘ In ihm ist keine Zeit, weil er das unveränderliche Selbstige in allen Zeiten ist. Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Die Distanz zwischen diesen Zitaten und dem folgenden Buch ist nur scheinbar. Die innere Verbindung offenbart sich bald in:

JOHN ELBERT WILSON: *Schellings Mythologie. Zur Auslegung der Mythologie und der Offenbarung.* 292 S. (Spekulation und Erfahrung. Texte und Untersuchungen zum Deutschen Idealismus. Abteilung II: Untersuchungen Band 31), Friedrich Fromman Verlag – Günter Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1993; ISBN 3-7728-1483-2, DM 138,-



*Der erste Satz der Einleitung lautet: „Daß Schellings Mythologie nur Historie der Vergangenheit zu sein scheint, hat sie zum Stiefkind seiner Spätphilosophie gemacht.“ Die Betonung muß auf dem Wörtchen „scheint“ liegen, denn Schelling begreift die Mythologie weder spekulativ noch philosophisch, er ist auch um Ergebnisse der historischen Forschung bemüht, die er darstellt. Neben eigenen Forschungen benützt Schelling fremde Texte, vorzugsweise von Friedrich Creuzer, doch mit philosophischer Durchdringung des Materials distanziert er sich von Creuzer und anderen, weshalb „seine Mythologie als die Schellingsche unverkennbar ist.“ (14)*

Wenn der Vf. bekennt, er habe seine Auslegung der Schellingschen Mythologie stets im Vergleich zu anderen Mythologien des 19. Jahrhunderts gewonnen, sei dabei „schon immer von Nietzsche angezogen worden“, dann sind dieser Anziehungskraft zwei Aussagen zu verdanken. Zunächst die Frage „ist nicht alles bei Nietzsches Mythologie?“ unmittelbar dazu das Bekenntnis, es „scheinen ihm Nietzsches mythologische Ausführungen oft eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Schellingschen Mythologie zu zeigen.“ (26) Wie wenig hier das Wort ‚scheiden‘ zutrifft, das eher ein Ausdruck der Bescheidenheit des Vf’s sein dürfte, wird in den Anmerkungen belegt. Nach dem Verweis auf Literatur, die zum Dionysos-Begriff bei Schelling und Nietzsche Abhängigkeit des letzteren von Schellings Philosophie der Offenbarung vermuten läßt, trägt der Vf. bei, daß in den Fragmenten von Nietzsches Nachlaß und andernorts Texte zu finden sind – wie bei Nietzsche üblich – ohne Quellenangabe –, die auf Herkunft von Schellings Philosophie der Offenbarung deuten.

Ausgehend von Schellings Prinzipienlehre wird „Die Ableitung und Stellung der Mythologie im spätphilosophischen System“ behandelt. Die Themenbreite wird u.a. deutlich an Kapiteln wie ‚Die Voraussetzung der Schöpfung‘, ‚Der Fall und die Mythologie: Satan und Dionysos‘, ‚Seele und satanische Weltseele‘, ‚Christus: Die Fleischwerdung‘ und ‚Christus: Der Mittler‘, ehe auf die ‚Mythologie im Christentum‘ abgehoben ist: Petrus, Paulus, Johannes.“

Aus Teil II: „Die Mythologie“ sei als Beispiel für die lebendige Darstellung auf die Rolle des Sokrates verwiesen, der als Erscheinung in der Geschichte der philosophierenden Geister der Rolle des Dionysos in der mythologischen Bewegung gleichgestellt ist als: „der wahre Dionysos der Philosophie.“ (126) Sokrates tritt aber „wie ein Herakles gegen die Eleaten auf.“ Deren Philosophie „ist nicht nur negativ, sondern auch kronisch, wie schon die indische Philosophie“, zu der an anderer Stelle Schelling Parallelen zieht. (188) Der „dämonische“ Sokrates ist der „Zerstörer“ der Einheitslehre der eleatischen Philosophie. Wenn Sokrates Dialektik, Rationalität und Vernunft ist, wie die Logik der Eleaten, so unterscheidet er sich doch von der wesengleichen Philosophie der Eleaten durch „die Rationalität einer höheren Ordnung“. Sokrates’ Rationalität bekommt dadurch die kritische Schärfe, „sowie bei Schelling die positive Philosophie die negative schärfer, reiner macht.“ (189)

Teil III behandelt den europäischen Nihilismus, der vom Christentum und

freien Geist ausgeht, über Jakob Böhme und die deutsche Philosophie zur „Mythologie der Gegenwart“ führt in die „Vision der Zukunft“. Hier nennt Schelling Johannes den Apostel der „letzten Zeit“ und des apokalyptischen „neuen Jerusalems“. (260) Zwischen heute und der Zeit von Christi Wiederkunft bildet Johannes eine Brücke, in dessen Werk sich die Möglichkeit einer neuen christlichen Schöpfung und eines Zeitalters des christlichen Geistes eröffnet. (261) Da das „johanneische Werk“ des späten Schelling sehr einsam zu sein scheint, verleiht es der „Philosophie der Mythologie und der Offenbarung den Aspekt des Visionären und des Weissagenden.“ Eben deshalb aber verdienen die beiden Werke Schellings die Aufmerksamkeit unserer Zeit, wofür sich das Buch, dank seines Einfühlungsvermögens in Schellings hier nicht eben leicht nachzuvollziehende Gedankengänge, als Starthilfe in das Alterswerk dieses Philosophen eignet, von dem jedoch der wesentlich jüngere Nietzsche ungeniert abschrieb. Ist das Plagiat keine Form der Anerkennung?

Ohne Zusammenhang zu diesem Buch bleibt auch das folgende nicht:

WILHELM G. JACOBS: *Gottesbegriff und Geschichtsphilosophie in der Sicht Schellings*. 262 S. (Spekulation und Erfahrung. Texte und Untersuchungen zum Deutschen Idealismus. Abt. II: Untersuchungen Band 29), Friedrich Frommann Verlag – Günther Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1993; ISBN 3-7728-1536-7, DM 105,-

Wie einst die Naturphilosophie, so hat die Geschichtsphilosophie Schellings „keine gute Presse“. Aus der veränderten Einstellung zur Naturphilosophie seit etwa 20 Jahren gewinnt der Vf. die Zuversicht, es könne der Geschichtsphilosophie ein adäquat positiver Ansichts- besonders aber Verständniswandel zukommen. Bereits in Schellings Dissertation „De malorum origine“, die von der Forschung „fast gänzlich“ unbeachtet geblieben war, fanden sich Indizien, die „auf Spuren geschichtsphilosophischer Probleme“ führten. „Die Dissertation ist eine zugleich exegetische und philosophische.“ In der Exegese bis zu Schellings Zeit, die er gründlich kannte, spielt sich „die Auseinandersetzung neuzeitlicher Vernunft mit der religiösen Tradition ab“. Mit Spinozas „Theologisch-politischem Traktat“ war diese Auseinandersetzung ein „unübersehbar philosophisches Thema geworden“ (10). Von Spinoza beeinflusst waren die beiden frühesten Denker der Geschichte, die Schelling kannte: Lessing und Herder. „Lessings Texte aber las Schelling durch Jacobis Brille als spinozistische“. (11) Über seine Dissertation führt Schelling zu Geschichtsphilosophen, „die entweder spinozistisch oder kritisch zu verstehen sind und damit keinen Raum für eine Theodizee geben.“ (12) Sollte es Schelling gelungen sein zu zeigen, daß die Geschichte nicht nur des Absoluten, sondern des lebendigen Gottes bedarf, so hätte sein Geschichtsdanken „ihn zur Wirklichkeit des wirklichen selbst“ geführt. (13)

Der Beweis für die Richtigkeit des Konditionalsatzes erfordert vom Vf. die

Prüfungen der „vorhergehenden Theorien“, in denen es um Begriffe wie Bildersprache, Mythos, biblische Wahrheit, Freiheit und Gott geht, ehe „Exegese und Geschichte“ in Schellings Frühwerk und „Schellings erste Geschichtsphilosophie“ als Kapitel 9 zur Betrachtung ansteht. „Seine ersten geschichtsphilosophischen Überlegungen präsentiert Schelling im Kontext biblischer Exegese.“ (175) In der Tatsache unterschiedlicher Gottesnamen, Elohim (Götter) und Jahwe (ich bin, der ich bin), also Plural sieht Schelling ein Indiz sich wandelnder „Gottvorstellung des israelischen Volkes vom Polytheismus zum Monotheismus.“ (177) Der darin erkennbare Bezug auf Lessing ist im Kapitel II ausgewiesen. Schelling war überzeugt, es stehe in aller Religionsgeschichte anfänglich der Polytheismus. „In die Geschichte der Vernunft fällt auch die Entwicklung des Gottesbegriffs.“ (178) Wenn Schelling das Verhältnis des Unendlichen und Endlichen als Polytheismus und Monotheismus vorstellt, ist es das „Prinzip, aus dem Geschichte für Schelling zu begreifen ist.“ (255) Ihre Gliederung erfährt die Geschichte durch „die Gestalt Christi“. Damit erhält ihre Betrachtung deutlich eine moralisch-religiöse Färbung.“ (264)

Indem für Schelling das Böse Realität und Thema ist, „kann er nicht bei der Transzendentalphilosophie bleiben. Er wird genötigt, einen Gott zu denken, der Mensch geworden ist, ein Absolutes reicht nicht aus.“ (265) Auf diese Weise „durch das Böse auf das praktisch Wirkliche geführt“ mündet seine Erkenntnis in positiver Philosophie und führt zum „Willen als die Wirklichkeit des Guten und Bösen.“ Indem Schelling die Frage, die ihn über die Transzendentalphilosophie hinaustrieb, durch „die Anerkennung Christi als des schlechthin guten Menschen“ beantwortet, erreicht seine Philosophie jene Grenze, die „nicht wissenschaftlich, sondern nur persönlich überschritten werden kann.“ (267) Damit aber erweist sich diese Philosophie auch von hier aus als eine solche der Freiheit. Der Vf. zitiert als sinnvollen Schlußsatz jenen bekannten, weil viel zitierten Satz aus der Schrift „Vom Ich als Prinzip“, denn er erhält hier eine neue Dimension: „Der Anfang und das Ende aller Philosophie ist – *Freiheit!*“

Mit dem letzten Werk dieses vergleichenden Literaturberichts wird das Titelpersprechen „Schelling heute“ eingelöst, wie der Untertitel der beiden Bände erkennen läßt,

HANS MICHAEL BAUMGARTNER und WILHELM G. JACOBS (Hrsg.): *Philosophie der Subjektivität? Zur Bestimmung des neuzeitlichen Philosophierens.* 2 Bde. 606 S. (Schellingiana Band 3, 1-2), Friedrich Frommann Verlag – Günther Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1993; ISBN 3-7728-1484-0 und 3-7728-1485-9, DM 88,- je Band

Die Bände enthalten Texte, Kolloquien, Voten und Sektionsbeiträge vom 1. Kongreß der Internationalen Schelling-Gesellschaft, der vom 11. bis 14. Oktober 1989 in Leonberg stattfand. In den Kolloquien wurde primär der „Bedeutung des

Begriffs der Subjektivität“ nachgegangen unter folgenden Themen: „Subjektivität und Wahrheit“, „Natur und Subjekt“, „Praktische Subjektivität“, „Subjektivität und Geschichte“ und im 5. Kolloquium „Probleme der Unbedingtheit“. Unter dem Titel „Jenseits des Subjekts? Philosophieren nach dem Ende des Idealismus“ untersucht H.M. Baumgartner „ausgewählte Probleme der gegenwärtigen kritischen Diskussion des Subjektbegriffes“. Dabei richtet der Autor seine Aufmerksamkeit auf den Text eines Philosophen, der „noch nicht so eingehend diskutiert wurde: Gianni Vattimo ‚Al di là del soggetto‘ – Jenseits vom Subjekt.“ Vattimo, Jahrgang 1936, wurde durch seine intensive Beschäftigung mit Nietzsche bekannt. – „Ipotesi su Nietzsche“ (1967) ist noch weitgehend an Heidegger angelehnt, als dessen Schüler sich Vattimo bezeichnet, der in „Il soggetto e la Maschera“ zu eigener Form bei Betrachtung der Maske und des Übermenschen findet. – Der Untertitel des Buches „Al di là del soggetto“ lautet „Nietzsche, Heidegger und die Hermeneutik“, womit Vattimo im vertrauten „Milieu“ bleibt.

Baumgartner fragt „zu welchem Subjekt wird eigentlich ein Jenseits gesucht?“ Dabei prüft er die Differenz von „Ich“ und „ich“ anhand „zweier klassischer philosophischer Konzeptionen, Kant und Schelling...“ (21) Das Ergebnis lautet: „Das kleingeschriebene ‚ich‘ ist unverzichtbar, die Frage nach dem Subjekt in diesem Sinne mithin keineswegs obsolet. Das großgeschriebene ‚Ich‘ hingegen ist zu Recht der Kritik zu unterziehen.“ Die Quintessenz: „... daß wir in der Tat weder auf die transzendental-kritische noch auf die individuell-existentielle Dimension des Subjektbegriffs verzichten können – es sei denn, wir wollten Philosophie und philosophieren selbst preisgeben.“ (25)

Diese Absicht bestand offensichtlich nicht, wie die Referate und Voten des Kongresses belegen. Dafür ein Beispiel aus dem 1. Kolloquium. In der erforderlichen Kürze seiner Einführung zum Thema „Subjektivität und Wahrheit“ stellte Wolfgang Röd fest: „... daß der Auffassung des Subjekts entscheidende Bedeutung für die Wahrheitskonzeption zukomme.“ Das wird an einem Beispiel belegt: „Wir ... das urteilende Ich – wie bei Nietzsche – als Fiktion angesehen, dann kann die Wahrheit nicht mehr auf Gewißheiten oder Einsichten eines Ich bezogen werden. Folgerichtig wird für Nietzsche mit dem Ich auch die Wahrheit zur Fiktion.“ (31) Röd fragt jedoch über die Radikalität von Nietzsches Behauptung hinaus, „ob nicht die sprachanalytische Kritik an der Annahme der Privatheit des Bewußtseins zu einer noch radikaleren Modifikation des Wahrheitsanspruch führt.“ So laufe „die Weigerung, Begriffe wie ‚Subjekt‘ oder ‚Akt‘ als legitim anzuerkennen, auf die Elimination des herkömmlichen Problems der Wahrheit hinaus.“ Hat es keinen Sinn von einem Subjekt zu sprechen, dann ist es ebensowenig sinnvoll „von Urteilen, Überzeugungen oder Meinungen eines Subjekts zu sprechen, die als wahr oder falsch im üblichen Sinne charakterisiert werden könnten.“ (32)

Wenn in einem Kongreß, wie dieser es war, Schelling im Mittelpunkt der Betrachtungen über Subjektivität steht, dann erscheint folgerichtig auch Spinoza einbezogen, wie dies Giuseppe Riconda im Untertitel „Der Pantheismus und

Spinoza“ tat. Zum Fatalismus Spinozas, den Schelling im Grunde anerkennt, kritisiert er jedoch die Auffassung, die „das Sein als Ding, das ganze Sein als nach dem Ding geformt, versteht“, als einseitig realistisch und als großen Irrtum. Ist „der Fatalismus Spinozas an den einseitig dinghaften, realistischen Charakter seines Systems gebunden“, dann ist es für Schelling klar, „daß der Boden für eine fruchtbare Diskussion des Freiheitsproblems nicht der Realismus, sondern nur der Idealismus sein kann...“ Nach Schellings Meinung fehlte bis zur „Entdeckung des Idealismus (...) der eigentliche Begriff der Freiheit in allen neueren Systemen, im Leibnizschen so gut wie im Spinozistischen...“ (211)

Zur Ergänzung der Bedeutung, die Spinoza hier eingeräumt ist, wird auf die Bücher von Grün und Jacobs verwiesen.

Ein Begriff, den dieser Kongreß auf den Prüfstand stellte, ist „Unbedingtheit“, von deren Annahme Günter Abel in Verbindung zu zwei Komplexen spricht: „a) um Schwierigkeiten mit der Rede von Unbedingtheit angesichts des Umstandes, daß unter kritischen Vorzeichen jedes Welt-, Selbst- und Sinnverständnis endlicher Geister, aufgrund eben ihrer Endlichkeit, stets von perspektivischer, von interpretatorisch-konstruktbildender Art sein muß, und b) um die Frage, ob man von solcher Perspektivität her intrinsisch auf die Annahme eines Unbedingten verpflichtet ist.“ (282) Wenn die Interpretationsphilosophie von der Behauptung absieht, der „moralische und epistemische Glaube an Unbedingtheit“ sei „falsch“, dann kann es nicht um Falschheit oder um Widerlegung gehen, ebensowenig um ein Ausweichen vor der Frage nach dem Unbedingten. „Aber es ist zu fragen, ob nicht vielleicht dieser Glaube an Unbedingtheit nunmehr *seiner* Zeit gehabt haben könnte.“ (283) Exakt diese Frage wiederholt der Vf. als Schlußsatz seines Themas.

Nach dem Text des öffentlichen Abendvortrages von Manfred Frank „Identität und Subjektivität“ enthält Band 2 siebenundzwanzig Sektionsbeiträge, die von „Die Depotenzierung der Subjektphilosophie beim späten Schelling“ (Rainer Adolphi) über „Subjektivität als Selbstorganisation“ (Marie-Luise Heuser-Keßler) und „Natur statt Nicht-Ich“ (Minoru Kitamura) bis „Schellings Konstruktion des Organismus und das innere Milieu“ (Nelly Tsouyopoulos) reicht. Inbegriffen ist der Beitrag von Martin Schraven „Zu Schellings philosophischer Arbeit des Jahres 1848. Ein Blick in die Werkstatt des Philosophen.“ nach dem Tagebuch. (Bd. 44, H. 2, S. 200)

Dieser Blick gestattet nicht nur die Verfolgung von Arbeitsabschnitten, so die Frage nach der Authentizität der *Philosophischen Einleitung* und der Frage nach den ersten vier Vorlesungen zu diesem Thema, er zeigt auch die Spannweite der Thematik dieses Kongresses. Zwangsläufig fordert der Fund der „Urfassung der Philosophie der Offenbarung“ (Bd. 46, H. 4, S. 411) Korrekturen dort, wo auf die bisher bekannte Veröffentlichung des Werkes durch Schellings Sohn Bezug genommen wurde, wie dies auch im Beitrag „Schraven“ der Fall ist.

Der Kongreß hatte sich mit der Fülle der Themen ein Pensum auferlegt, das hier unmöglich – auch nur in Teilbereichen – gründlicher vorgestellt werden

kann. Mit der Feststellung verbindet sich die Anerkennung für nahezu 60 Frauen und Männer, die dafür ans Rednerpult traten.

So gründlich alle vorgestellten Bücher ihrer Thematik gerecht wurden, es bleibt die Erkenntnis von der Vielseitigkeit des Schellingschen Werkes, aber auch von der Bedeutung all jener, von denen Schelling lernte. Es sind nicht wenige und mancher Einfluß wurde hier herausgearbeitet. Es zeigt sich zugleich, gerade in der Vielseitigkeit wie im Umfang dieses Werkes, die enorme Aufgabe die noch vor der Schelling-Forschung liegt. Sie dürfte noch mehr als eine weitere Generation Philosophen beschäftigen.